

Zeitschriftenartikel

Begutachtet

Koordinator*in:

PD Dr. Astrid Wonneberger

HAW Hamburg, Deutschland **Redaktion**J.Georg Brandt PD Dr. Astrid Wonneberger HAW Hamburg, Deutschland **Erhalten:** 30. November 2023**Akzeptiert:** 17. Januar 2024**Publiziert:** 24. April 2024**Datenverfügbarkeit:**

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.

Interessenskonfliktstatement:

Die Autorinnen erklären, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

Lizenz:

© Dr. Sabina Stelzig, Monika Blaß.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY SA 4.0).

**Empfohlene Zitierung:**

Stelzig, Sabina, und Monika Blaß (2024) „Für das, was ich in meinem Leben so gesucht habe, bin ich hier goldrichtig“. Monika Blaß im Gespräch mit Sabina Stelzig. *STANDPUNKT : SOZIAL* 34 (1), 2024, Postmigrantische Familienkulturen – Ausgewählte Forschungsergebnisse aus dem Projekt POMIKU, S. 1-16.


DOI: <https://doi.org/10.15460/spsoz.2024.34.1.172>

Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung.



„Für das, was ich in meinem Leben so gesucht habe, bin ich hier goldrichtig“ Monika Blaß im Gespräch mit Sabina Stelzig

Sabina Stelzig^{1*}  und **Monika Blaß**^{2*}

- 1 Dr. Sabina Stelzig, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, HAW Hamburg 
 - 2 Monika Blaß, Leiterin des Bürgerhauses des Lenzsiedlung e. V., Hamburg
- * Korrespondenz: redaktion-standpunktsozial@haw-hamburg.de

Zusammenfassung

Monika Blaß, seit über dreißig Jahren im Lenzsiedlung e. V. tätig, im Gespräch mit Sabina Stelzig über ihre Arbeit in der Lenzsiedlung und die Zusammenarbeit im Projekt POMIKU.

Schlagwörter: Sozialarbeit, Lenzsiedlung, Geflüchtete (Frauen), Gemeinwesenarbeit

„Für das, was ich in meinem Leben so gesucht habe, bin ich hier goldrichtig“ Monika Blaß im Gespräch mit Sabina Stelzig

Sabina Stelzig und Monika Blaß



Monika Blaß, Jahrgang 1959, hat ihre Ausbildung an der Fachschule für Sozialpädagogik „Paritätisches Sozialeseminar“ in Detmold absolviert. Im Anschluss daran hat sie von 1985-1992 zunächst als Erzieherin beim Kinderschutzbund in der Villa am Hügel in Detmold im Bereich „Offene Jugendarbeit“ gearbeitet.

Seit 1992, also seit nunmehr dreißig Jahren, ist „Moni“, wie sie von allen in der Lenzsiedlung genannt wird, beim Lenzsiedlung e. V. tätig. Zunächst arbeitete sie hier in der offenen Kinder- und Jugendarbeit des Vereins. Danach war sie von 2000-2006 maßgeblich am Aufbau und an der Entwicklung der Bürgerhaus- und Gemeinwesenarbeit im Quartier Lenzsiedlung beteiligt. Als Leiterin des Bürgerhauses ist sie für die Organisation von Veranstaltungen und Angeboten, Gruppen und Kursen zur Förderung von Nachbarschaft und Stadtteilidentität verantwortlich.

Im Projekt „Postmigrantische Familienkulturen“ (POMIKU) war Monika Blaß zuständig für die Vermittlung von Kontakten zwischen Bewohner*innen und Forschenden sowie für die Planung und Durchführung von beteiligungsorientierten Aktionen und Formaten.

Sabina Stelzig (SSW) Vielen Dank, dass du dir die Zeit zum Gespräch nimmst! Seit nun fast dreißig Jahren bist du für den Lenzsiedlung e. V. tätig. Was beschäftigt dich zurzeit in deiner täglichen Arbeit im Bürgerhaus?

Moni Blaß (MB) Mir ist gerade wieder klar geworden, wie oft ich in meinem langen Arbeitsleben hier schon mit Krieg und Flucht konfrontiert worden bin. Als ich 1992 startete, tobte der Jugoslawienkrieg. Da gab es Jugendliche, die glaubten, sie müssten jetzt dringend in den Krieg ziehen, was einige tatsächlich gemacht haben. Manche sind nicht zurückgekommen. Dann kam der Afghanistankonflikt, wo wir verstärkt mit Frauen gearbeitet haben, die traumatisierende Fluchterfahrungen gemacht hatten. Da bin ich auch zum ersten Mal mit Gräueltaten der Taliban konfrontiert worden. Die Frauen haben ihre Ärmel hochgezogen oder ihre Kopftücher abgenommen und mir Brandmale gezeigt. Manche hatten an der Stirn etwas, sie sagten mir, wenn du dein Kopftuch nicht richtig getragen hast, dann haben die Taliban das mit einer Heftzwecke festgetackert. Solche Erfahrungen habe ich schon relativ früh hier gemacht. In der Syrienkrise gab es dann viele

syrische Geflüchtete. Und heute haben wir Projekte mit ukrainischen Kindern und Familien. Das heißt, während der ganzen Zeit ist Krieg und Flucht und damit verbundenes Leid eigentlich immer auch in meinem Umfeld, das empfinde ich schon fast als selbstverständlich.

SSW Wie unterstützt ihr Geflüchtete?

MB Für Menschen, die so, so, so hilflos und erst einmal ziellos hier nach so einer Flucht ankommen, ist es nicht schwer, Angebote zu machen. Die meisten Menschen nehmen alles dankbar an und sind sehr glücklich über jede persönliche Zuwendung. In der Afghanistankrise habe ich hier eine gute Kollegin gehabt, die eins zu eins übersetzt hat, was ich mit den Frauen besprechen wollte. Das ist ein echtes Geschenk, wenn man eine Dolmetscherin hat, die nicht interpretiert und kein Blatt vor den Mund nimmt, weil sie sagt, in meiner Sprache würde man das nicht so sagen. Ich glaube, das hat bei vielen Frauen in der afghanischen Community damals das Herz geöffnet. Viele von diesen Frauen sind heute berufstätig oder haben sich selbständig gemacht. Trotz dieses großen Leides kann man Menschen helfen, auf den Weg zu kommen.

SSW Wenn man den Bogen spannt von Jugoslawien bis heute, gibt es ähnliche Angebote für Geflüchtete?

MB Nein, das hat sich immer neu ergeben, wir hatten auch für die ukrainischen Familien nicht sofort ein spezielles Angebot im Kopf. Jetzt kommen ungefähr fünfunddreißig ukrainische Familien hierher, die ihre Kinder vormittags bringen, und zehn oder zwölf Frauen, die in unseren Räumen Deutsch lernen. Wir unterstützen den Deutschkurs auch mit Büchern und anderen Materialien und bieten Kinderbetreuung an. Dafür besorgen wir Bastelmaterial, Malbücher und Spielzeug. Und wir unterstützen die Menschen durch unsere gute Vernetzung und haben zu Spenden aufgerufen. Die Hilfsbereitschaft ist ungebrochen. Ich fürchte allerdings, in einem Jahr sieht das anders aus.

SSW Gab es im Hinblick auf die Unterstützung für die aus der Ukraine Geflüchteten Bezüge zu Menschen, die ihr schon kanntet?

MB Ja, vor allem hat sich eine gute Unterstützung durch die langjährige Zusammenarbeit mit einer sehr aktiven ukrainischen Frauengruppe aus der Siedlung ergeben. Diese Gruppe, die ich schon seit zwanzig Jahren kenne, hat sich bislang als „russische Schule“ bezeichnet. Sie haben bislang nie einen Unterschied gemacht zwischen ukrainisch und russisch, es ging immer sowohl um russische als auch ukrainische Kultur, aber auch um viele andere Kulturen. Die Gruppe hat häufig Theater mit dem Thema „um die Welt“ gemacht. Für diese Gruppe war es immer ganz wichtig, über die Grenzen hinauszuschauen. Jetzt nennen sie sich nicht mehr „russische Schule“. Einige von diesen Frauen leben nun mit neun Personen in einer Dreizimmerwohnung. Sie sagen manchmal, das ist jetzt total nervig und total stressig zu Hause, und ich wäre froh, wenn die irgendwo anders wohnen könnten. Aber sie machen das trotzdem mit so einer Leichtigkeit neben ihrer Arbeit. Sie kommen morgens um acht hierher, schließen auf, begrüßen die Leute, dann gehen sie

zur Arbeit. Wenn sie wiederkommen, machen sie hier wieder alles zu. Diese Frauen organisieren zusätzlich sehr viele Hilfsangebote. Da können wir uns eine Scheibe abschneiden, wie gut die organisiert sind! (lacht)

SSW Hat sich etwas geändert im Umgang mit Geflüchteten im Vergleich zu früher?

MB Als ich hier gestartet bin mit der Arbeit im Bürgerhaus, wusste ich, dass hinter der Lenzsiedlung eine Flüchtlingsunterkunft im Zusammenhang mit dem Jugoslawienkrieg ist. Wir haben sie aktiv aufgesucht und von dort aus Frauen eingeladen hierherzukommen, sich bei uns treffen. Wir haben Unterstützung angeboten, auch bei bürokratischen Sachen. Wir sind in die Unterkunft gegangen und haben sie dort förmlich abgeholt. Dadurch, dass wir eine muttersprachliche Kollegin hatten, war das einfach. Daraus hat sich eine internationale Frauengruppe gegründet, die über zwanzig Jahre bestand. Anfangs hatten wir gedacht, es macht ihnen vielleicht Spaß, gemeinsam zu kochen. Relativ schnell war aber klar, sie wollen gar nicht kochen. Sie sagten, wir müssen schon so viel kochen, wir möchten hier einfach nur sitzen und Tee trinken und uns die Nägel feilen (lacht laut). Das war toll, dass die so viel Selbstbewusstsein hatten und sagten, Kochen bitte nicht. Kosmetische Behandlung und so etwas fanden sie gut, das haben wir angeboten.

SSW Was für Angebote gab es noch für diese Geflüchteten, und was ist daraus geworden?

MB Wir haben mal einen ganz schönen Ausflug gemacht und sind mit hundert Geflüchteten in zwei Bussen an die Ostsee gefahren. In meiner Erinnerung war das so ein Sommertag, alle kamen mit so riesigen Picknickkörben. Wir sind bis Haffkrug ans Meer gefahren und haben dort alles ausgebreitet, auch Musikinstrumente. Einige von den Geflüchteten waren zum ersten Mal in ihrem Leben am Meer. Das war eine total schöne Atmosphäre. Nur andere Leute, die schon am Strand waren, verließen plötzlich fluchtartig ihre Plätze (lacht). Ob das daran lag, dass es Geflüchtete waren oder weil es einfach so viele Menschen auf einmal waren, das weiß ich nicht. Aber so hatten wir den Strand für uns. Die Unterkunft ist irgendwann aufgelöst worden. Für viele dieser Frauen, die sich ja hier bei uns sehr wohl gefühlt haben, war das so etwas wie eine zweite Umsiedlungsaktion. Ich will das jetzt nicht mit Flucht vergleichen, aber die Auflösung der Unterkunft war erneut mit viel Schmerz verbunden, obwohl sie ja alle in einen eigenen Wohnraum konnten. Weil sie sich hier von uns lösen mussten und ohne unseren Support, den sie täglich erfahren haben, plötzlich auf eigenen Beinen stehen sollten.

SSW Gibt es weitere Herausforderungen mit Hinblick auf die aktuelle Situation in der Ukraine?

MB Ja, einige Kollegen und ich sind uns einig, dass die Ungleichbehandlung von Menschen mit einem Geflüchteten-Status ein Riesenproblem ist. Warum erfahren ukrainische Geflüchtete eine Sonderbehandlung und manch ein Syrer, gut ausgebildet und studiert, lebt noch immer in einer Unterkunft und darf nicht arbeiten, geschweige denn umsonst mit dem HVV fahren. Neulich sah ich beim Museum „freier Eintritt nur für Ukrainer“. Das kann nicht gut gehen aus meiner Sicht,

das merke ich auch in Gremien, an denen ich teilnehme. Da wird gesagt, wir müssen was für die Ukrainer machen, auch bei Spenden, die hier eingehen. Aber ich bitte darum, dass hier nicht nur Spenden für Ukrainer eingehen. Wenn ihr Geflüchteten helfen wollt, dann bitte schreibt auf als Spendenzweck „Flüchtlingshilfe“, denn es gibt auch noch ganz viele andere Menschen, die Unterstützung brauchen. Ich glaube, das ist ein Fehler, was gerade politisch passiert, womit ich nicht sagen will, dass den Menschen nicht geholfen werden soll. Aber ich verstehe den Umgang mit den Menschen, die hier schon lange in schwierigen Lebensverhältnissen leben, nicht. Und ich verstehe, dass die das nicht verstehen. Ich könnte keinem Syrer erklären, warum das so ist, also von Herzen.

SSW Inwiefern betreffen solche Aspekte der Flüchtlingsarbeit die Arbeit im Verein konkret?

MB Im Moment liegt ein Augenmerk darauf, auch die anderen Flüchtlingskooperationspartner wieder ins Haus zu holen. Vor drei Monaten habe ich noch gedacht, ah, wenn die Pandemie endlich weg ist, freue ich mich auf den Sommer, dann können wir wieder ein bisschen mehr wagen. Ich merke jetzt, nicht nur bei mir, auch bei anderen Menschen ist die Stimmung momentan sehr gedrückt, und die Ängste sind groß. Und das ist ja jetzt keine Angst, die man sich einbildet, der Krieg ist ja eine reale Bedrohung, in der man Angst haben muss, in der man Angst haben darf und was man nicht ändern kann. Das heißt, du musst hier immer auch über deine eigene Angst hinweg versuchen, andere zu trösten. Aber Angst und Armut – wohin führt das? Keine Ahnung, entweder zu Lethargie oder zu einer Art Straßenkampf? Ich empfinde mich schon als sehr ohnmächtig, dass ich viele Dinge nicht ändern kann und keinen Einfluss darauf habe. Aber bei vielen Menschen hier ist das noch extremer, weil sie keine ausreichenden Fähigkeiten haben, sich verbal damit zu beschäftigen, sich zu äußern. Weil sie nicht das Gefühl haben, dass man ihnen zuhört, weil sie schon immer das Gefühl hatten, Politik, das ist etwas für die da oben und zur Wahl gehen bringt nichts, da ändert sich ja doch nichts. Vielen fehlt da auch einfach der Überblick.

SSW Wie bist du überhaupt zu Deiner Arbeit gekommen?

MB Meine Ausbildung zur Erzieherin habe ich aus der Not heraus gemacht. Ich hatte ursprünglich vor, Grafikdesign zu studieren und war in Dortmund auf einer Fachoberschule für Grafik und Design. Dann bin ich ungeplant schwanger geworden, und mir war relativ schnell klar, dass ich bald was verdienen muss, mein BAFÖG hätte nicht gereicht. Ich habe überlegt, was könnte ich beruflich machen, wo ich den künstlerischen Part mit reinnehmen kann, und da war deutlich, mit dem pädagogischen Bereich könnte man das gut verbinden.

SSW Wo hast du deine Ausbildung gemacht?

MB Ich bin dann auf eine Fachschule für Sozialpädagogik gegangen in Detmold im Kreis Lippe, das war eine besondere Schule. Besonders deswegen, weil sie an das Paritätische Sozialseminar (PSS) anknüpfte, aus meiner Sicht die beste Schulform ever. Weil dieses Paritätische nicht

nur Geschwafel war, sondern wir Lernende tatsächlich mit den Lehrern in der Schule ein gleiches Stimmrecht hatten. Es gab keine Konferenz ohne Schüler, es gab keine Stundenpläne ohne Schüler, alles wurde paritätisch besetzt. Für die Lehrer war das, glaube ich, meganervig, ständig alles zu diskutieren! (lacht) Aber in dieser Zeit habe ich ganz viel gelernt, was Mitbestimmung und Beteiligung angeht.

SSW Hat diese besondere Lernerfahrung noch heute Auswirkungen auf dein berufliches Leben?

MB Ja, ich glaube, in dieser Zeit ist für mich da der Grundstein gelegt worden, wie man pädagogisch arbeiten kann, ohne von oben auf die Leute zu gucken, sondern mit den Leuten gemeinsam etwas zu machen. Das habe ich ja selbst so erfahren als Schülerin in dieser Schule. Und weil ich mich da so wohl gefühlt habe, glaube ich, trage ich das bis heute mit mir rum. Obwohl ich zuvor keine besonders gute Schülerin war, wurde ich es dort, weil ich da das Gefühl hatte, ich kann mitreden und ich kann auch Dinge rechtfertigen, da sind auch Lehrer, die hören mir zu. Paritätisches Mitbestimmen bedeutet auch, du musst dich engagieren, du musst Ideen haben, du musst dich einbringen, du musst irgendwie aktiv sein, du musst an den Konferenzen teilnehmen. Ja, im Grunde war das so eine Basis für alles, was ich immer gemacht habe oder immer versucht habe zu machen.

SSW Hast du ein konkretes Beispiel dafür, wo Beteiligung in der Arbeit mit Klienten aus deiner Sicht wichtig ist?

MB Man muss die Menschen befragen, bevor man handelt, damit man genau weiß, worum es eigentlich geht. Beispielsweise kommen immer wieder junge Studierende zu uns ins Bürgerhaus und fragen, ob sie hier ein Praktikum machen können. Ich frage dann, wo siehst du dich denn, in welchem Bereich, was möchtest du denn gerne machen? Viele antworten, sie möchten gerne Beratung machen. Dann sage ich, o.k., wenn du Beratung machen willst, dann würde ich dir empfehlen, erst einmal im Kinderclub anzufangen, dann gehst du alle Bereiche durch, danach ins Jugendhaus und so weiter. Dann kannst du gucken, wer hier überhaupt ist, damit du so ein Gefühl dafür kriegst, was sind das hier für Menschen. Und das ist dann oft ein Schock, weil sie lieber im Büro sitzen wollen. Das ist, glaube ich, ein Irrtum bei vielen sozialpädagogischen Ausbildungen, dass man denkt, dass man direkt vom Studium in einer Beratungssituation klarkommt. Man sollte zuvor eine praktische Basis haben für das, was man tut. Wir wissen von vielen Ratsuchenden, die weinend aus Beratungen kommen, weil sie überhaupt nicht gefragt wurden und sie das Gefühl hatten, dass da quasi über sie bestimmt wurde.

SSW Wie hast du dann nach der Ausbildung deinen ersten Job gefunden?

MB Meine erste Arbeitsstelle war Kinder- und Jugendarbeit beim Deutschen Kinderschutzbund in Detmold. Das Haus hatte eine ähnliche Struktur wie das Bürgerhaus hier, nur wesentlich kleiner. Wir haben ein Kinder- und Spielehaus gebaut. Da durfte ich schon mitbestimmen, wie das

Haus aussehen soll, und wir haben das auch selbst gestrichen und gemalt. Da habe ich acht Jahre gearbeitet, bevor ich 1992 dann nach Hamburg gekommen bin. Meine Freunde, mit denen ich in einer WG in Detmold zusammengewohnt habe, waren Stück für Stück nach Hamburg gegangen, ich dann auch.

SSW Was war dein erster Eindruck von der Lenzsiedlung, als du anfingst?

MB Mein erster Eindruck war echt traurig. Nach meiner Erfahrung mit Jugendarbeit in Detmold bin ich damals im Jugendhaus gestartet, das interessierte mich. Die Situation, die Probleme, diese Ausgrenzung von Jugendlichen aus prekären Lebensverhältnissen, das war in Detmold „der Berg“, hier war es damals die Lenzsiedlung. Beide Viertel total verschrien, sehr ähnlich, der Berg hatte angeblich auch nur gewalttätige, drogensüchtige oder ähnliche Jugendliche. Das war hier in der Lenzsiedlung auch so, nur noch viel massiver, weil hier wesentlich mehr Menschen und damit auch mehr Jugendliche lebten. Mein erster Eindruck vom Jugendhaus, in das ich dann damals gekommen bin, war, das ist ein sehr trauriger Ort. Weil da nichts schön war, zertretene Kaugummis auf dem Fußboden, überall standen Aschenbecher, da hingen keine Bilder an der Wand. In meiner Erinnerung war es ein überwiegend trüber Ort. Auch die Siedlung war eine ziemlich triste Angelegenheit.

SSW Wie bist du mit der Situation zurechtgekommen?

MB Das hat mich komischerweise irgendwie alles nicht abgeschreckt. In Detmold hatte ich auch einen guten Draht zu auffälligen Jugendlichen, die insbesondere mit der Polizei zu tun hatten. Es ist mir noch nie schwergefallen, mit Jugendlichen zu arbeiten, die als Außenseiter in der Gesellschaft wahrgenommen werden. Aber insgesamt war es in den ersten Jahren schon hart, auf diese Weise Hamburg kennenzulernen. Ich kannte die Stadt ja noch nicht.

SSW Was waren Situationen in deiner Arbeit, die das Triste des Ortes gezeigt haben?

MB Zum Beispiel die Verbindungen zum Kiez. Das habe ich natürlich nicht sofort geschnallt, aber nach kurzer Zeit war mir klar, dass männliche Jugendliche im Jugendhaus Mädchen zur Prostitution „anpussieren“, so nennt man das. Die hatten wohl irgendwo große Brüder, die „Nachschub“ brauchten, jetzt mal krass ausgedrückt, und dann haben sie ihre kleinen Brüder hingeschickt, um Mädels klarzumachen. Ich hatte dann relativ schnell Konflikte hier, weil ich das nicht in Ordnung fand. Den moralischen Aspekt hatte ich gar nicht, ich habe nach wie vor großen Respekt, wenn Frauen sich aus freien Stücken entscheiden, einer Prostitution nachzugehen. Aber das ist natürlich nicht in Ordnung, wenn sie jemand dazu zwingt. Da hatte ich relativ schnell einige junge Männer gegen mich, das wurde richtig anstrengend.

SSW Hast du dich nicht bedroht gefühlt, war das nicht sehr belastend?

MB Es gab Gewaltandrohungen, fliegende Kaffeetassen in meine Richtung, die Alte muss weg und so. Dazu hatte ich ja auch noch meine Tochter im Grundschulalter. Die erste Zeit im Jugendhaus war also echt stressig! Man kann sich das heute nicht mehr vorstellen, aber bevor wir jemanden in unsere Disco gelassen haben, haben wir Waffen eingesammelt. Wir hatten tatsächlich einen Türsteher damals, dem mussten die Besucher erst mal ihre Messer und andere Waffen geben. Ich habe das trotzdem nicht als so besonders belastend empfunden, ich dachte trotz allem immer, ich bin hier irgendwie richtig.

SSW Was hat denn dazu beigetragen, dass du dich hier immer „richtig“ gefühlt hast?

MB Ich fand, ich hatte hier schon immer super Kollegen. Und das ist ja eh schon das Beste, was einem passieren kann. Wenn man sich erstmal auf die Kollegen freut, dann geht alles andere auch irgendwie. Wenn man weiß, da ist jemand, der dich in deiner Arbeit unterstützt und mit dem du dich austauschen kannst. Und vielleicht habe ich zudem ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, dass ich immer dachte, das kann nicht sein, dass diese Jugendlichen von der Gesellschaft vergessen werden, dass die so stigmatisiert sind, dass sie, wenn sie irgendwo anrufen und sich um einen Praktikumsplatz bemühen, dann bei Nachfrage nach der Adresse hören, ach, Sie kommen aus der Lenzsiedlung, ne, dann geht das nicht bei uns. Dass das nicht o.k. ist, dass hier mitten in diesem schönen, bürgerlichen Eimsbüttel eine Siedlung ist, von der man zwei Straßen weiter nichts wissen will oder die man gar nicht kennt. Das fand ich irre.

SSW Wie hat sich die Siedlung dann aus deiner Sicht verändert?

MB Im Kinder- und Jugendbereich bin ich ungefähr acht Jahre aktiv gewesen. 2000 ging das Projekt Quartiersentwicklung los. Es gab ja einige Projekte, die die Stadt Hamburg damals aufgerufen hat, um benachteiligte Stadtteile zu fördern, wie das Projekt Soziale Stadt. Mit Einzug der Quartiersarbeit über die Lawaetz-Stiftung¹ kam eine relativ große Finanzspritze in verschiedene Stadtteile, die als Brennpunkte verpönt waren, also förderungsbedürftige Quartiere waren. Da hat sich hier aus meiner Sicht etwas maßgeblich verändert. Auch da war Beteiligung wieder ein ganz wichtiger Faktor, denn die Quartiersentwicklung sollte ja vor allem Hilfe zur Selbsthilfe sein. Und man wollte auch ressourcenorientiert schauen, was können die Menschen und wozu sind sie selber in der Lage? Und das nicht nur aktiv für sich selber, sondern auch aktiv für die Nachbarschaft und für ihr Umfeld. Da habe ich auch wieder gemerkt, dass ich hier richtig bin, weil da

1 Vom Jahr 2000 bis zum Februar 2007 befand sich die Lenzsiedlung in der Hauptförderphase im Rahmen der Programme „soziale Stadtteilentwicklung“ und „Aktive Stadtteilentwicklung 2005-2008“. Die Lawaetz-Stiftung wurde mit dem Quartiersmanagement beauftragt.

Leute waren, die genau das ja befördern wollten. Da wurde der Stadtteilbeirat² implementiert, es begann Gremienarbeit für bestimmte Defizite, wie Hilfen für Familien, Hilfen für Jugendliche mit verschiedenen runden Tischen.

Hier in der Lenzsiedlung gibt es das erst so richtig seit den Zwei-tausendern. Die Menschen hier in ihrer Lebenswelt zu unterstützen und nicht zu sagen, die können hier nicht mehr wohnen, sondern wir gucken mal, wie wir diese Nachbarschaft aufpäppeln oder schauen, was sind da für Ressourcen, wie kann man mit den Menschen gemeinsam was machen.

SSW Also unterstützt der Blick „von außen“ manchmal auch ganz gut eure Arbeit?

MB Es ist gut, wenn andere Menschen von außen hier mitarbeiten. Je mehr Menschen sich für den Stadtteil und das Quartier interessieren, desto besser. Die Quartiersentwickler von der La-waetz-Stiftung waren super. Ich habe richtig viel gelernt in der Zeit, wie Quartiersarbeit geht, was Gemeinwesenarbeit ist und auch wie man politische Strukturen beachtet. Dass man auch andere Ebenen mit einbeziehen muss, damit Geld fließt.

SSW Hast du nie überlegt, auch noch mal etwas anderes zu machen, als für den Lenzsiedlung e.V. zu arbeiten?

MB Doch, vor der Quartiersentwicklung hatte ich eine ganze Zeitlang überlegt, mal etwas anderes zu machen, vielleicht doch noch mal Sozialarbeit zu studieren. Aber da ich als alleinerziehende Mutter auch Belastungen hatte, habe ich mir das nicht zugetraut, Vollzeit zu arbeiten, ein Kind zu haben und nebenbei noch zu studieren. Zudem war ich ja auch ganz erfolgreich hier, und es hat mir immer Spaß gemacht. Wir haben oft Sachen umgesetzt, die hinterher dann auch alle toll fanden. Sowas lässt man nicht so gerne zurück. Natürlich ist es anstrengend, Beziehungsarbeit zu machen, mit der Klientel, aber auch mit Behörden und mit Leuten, in deren Abhängigkeit wir sind, wie mit dem Vorstand. Nach über zwanzig Jahren war ich aber an einem Punkt, wo du auf einer anderen Ebene mitbestimmen kannst, und ab da war es schwierig zu sagen, ich fang nochmal ganz von vorne an.

SSW Aber du warst ja nicht immer nur im Jugendhaus tätig, sondern hast den Bereich gewechselt?

2 Der Stadtteilbeirat ist mit Beginn der Hauptförderphase der sozialen Stadtteilentwicklung von 2000 bis 2007 als ein zentrales Instrument der Bürgerbeteiligung in der Lenzsiedlung eingeführt worden. Seine Hauptaufgabe war zunächst die Begleitung der Aktivitäten der intensiv betriebenen Quartiersentwicklung. Inzwischen dient der Stadtteilbeirat vor allem als Netzwerk, das sich mit aktuellen Themen der Lenzsiedlung auseinandersetzt. Er ist damit zu einem Ort geworden, an dem ein Informations- und Meinungsaustausch zwischen ganz unterschiedlichen Akteuren in der Lenzsiedlung stattfindet. Professionelle lokale Akteure und Bewohner*innen finden hier gleichberechtigt Stimme und Gehör. Debattiert wird beispielsweise über Stellungnahmen oder Vorschläge an Politik und Verwaltung. Zudem ist der Stadtteilbeirat ein Entscheidungsgremium für die Vergabe von Mitteln aus einem Verfügungsfonds, die alle Bewohner*innen und Aktiven im Bürgerhaus beantragen können. Damit ist der Stadtteilbeirat in der Siedlung bekannt als ein Anlaufpunkt für Ideen und Initiativen aus der Bewohnerschaft. Für Politik und Verwaltung ist der Stadtteilbeirat Ansprechpartner, wenn neue Projekte geplant werden und dafür eine Beteiligung gewünscht ist.

MB Jugendarbeit habe ich so lange gemacht, bis ich auf einem „Mutti-Level“ war, aber eine Jugendhausoma wollte ich nicht werden. Jugendliche brauchen junge Menschen und junge Vorbilder, da darf die Kluft nicht so groß sein. Das Tolle hier im Verein ist, dass ich mitgewachsen bin und von Bereich zu Bereich springen konnte, so dass ich mich mittlerweile in jedem Bereich ganz gut auskenne. Dadurch habe ich heute einen Überblick und das Bedürfnis, alle Bereiche zusammenzuhalten. Es fühlt sich daher gar nicht so an, als hätte ich jetzt seit fast dreißig Jahren beim selben Verein gearbeitet.

SSW Was kam nach dem Jugendhaus?

MB Nach dem Jugendhaus habe ich eine Zeitlang eine Art Straßenprojekt hier in der Siedlung gemacht. Dafür haben wir gegenüber vom Bürgerhaus eine Wohnung als einen geschützten Raum genutzt, die vom Jugendamt nicht mehr gebraucht wurde. Das war eine Zwei-Zimmer-Wohnung für die Jugendlichen, die nicht ins Jugendhaus gingen, weil das zu der Zeit von sehr alten Jugendlichen dominiert wurde. Die waren überwiegend zwischen achtzehn und sechsundzwanzig, also eher im Erwachsenenbereich, da hat sich natürlich kein Zwölfjähriger hin getraut. Das Jugendhaus war auch inhaltlich mit Themen besetzt, von denen ich schon gesprochen habe. Aber diese älteren Jugendlichen mal eben vor die Tür zu setzen, war auch nicht so einfach, zumal es in der Jugendarbeit so etwas wie Betreuungspflicht gibt, dass man davon ausgeht, dass sie bis sechsundzwanzig bleiben dürfen. Die in der Wohnung haben wir die Jujus genannt, die jungen Jugendlichen. Die haben wir in der Lenzsiedlung aufgegabelt und z. B. mit ihnen Spaghetti gekocht. Früher konnte man durch die ganzen Keller der Siedlung laufen, da haben sich Jugendliche oft aufgehalten und geraucht. Das habe ich damals auch oft als Chance genutzt, mit ihnen eine zu rauchen, auch mit denen, die eigentlich noch nicht rauchen durften, um einen Zugang zu kriegen. Das war natürlich, ich will mal sagen, ein umstrittener Zugang, geb' ich zu. Habe ich trotzdem gemacht, hat auch oft geholfen. (lacht) Nach drei, vier Jahren mussten wir die Wohnung wieder abgeben. Dann waren auch die älteren Jugendliche weg, und die jüngeren konnten ins Jugendhaus.

SSW Wie ist es dir gelungen, Vertrauen zu den Menschen in der Siedlung aufzubauen? Wie hat sich das Vertrauensverhältnis entwickelt?

MB Ein großes Vertrauensverhältnis im Jugendhaus habe ich relativ schnell zu den jugendlichen Mädchen gehabt. Weil sie in mir eine unterstützende Person gesehen haben. Heute sagen einige noch, wenn du damals nicht da gewesen wärest, ich würde heute nicht die sein, die ich bin. So etwas hat mich natürlich immer bestärkt. Dass man Leute bestärkt, ihnen sagt, was sie gut können, also die Ressourcen und positiven Eigenschaften raussucht und nicht sagt, aus dir wird eh nix. Und das ist ja oft das, was diese Siedlung ausgemacht hat, dass den Leuten gesagt wird, wer

hierherkommt, den kann man eh vergessen. Ich muss ehrlich sagen, ich habe hier keinen Menschen erlebt, der nichts konnte. Jeder hat irgendwo gute Eigenschaften, hat Ressourcen und ein paar Möglichkeiten. Ich glaube in dem Moment, wo andere diese erkennen, hilft es den Menschen, sich selbst mehr darauf zu beziehen.

SSW In welchem Bereich warst du nach der Kinder- und Jugendarbeit tätig?

MB Seit 2000 habe ich, parallel zu dem Angebot der Quartiersentwicklung, angefangen, das Bürgerhaus mit aufzubauen, das war natürlich Sahne. Wir haben gefragt, was braucht ihr, wir haben hier Räume. Dann haben Bewohner gesagt, wir wünschen uns einen Deutschkurs. Dann habe ich einen Kursträger gefunden oder eine Kursleiterin oder eine Deutschlehrerin. Man kann ja alles Mögliche anbieten und doof aus der Wäsche gucken, wenn keiner kommt, weil man die Zielgruppe nicht gefragt hat. Aber ich wusste, da kommen zehn Leute, die das machen wollen.

SSW Wie sind die weiteren Angebote im Bürgerhaus entstanden?

MB Ich habe die Frauen aus dem Deutschkurs dann ganz gut kennengelernt. Sie haben nach dem Deutschkurs immer noch Essen mitgebracht, haben zusammengesessen und sich unterhalten. Daraus hat sich das Frauenfest entwickelt. Da hat auch die Quartiersarbeit mega geholfen, dadurch wurde von Tür zur Tür gelaufen und gefragt, was braucht ihr hier. Und daraus entwickelten sich dann auch andere Ideen für Bedarfe. Braucht jemand eine Mieterberatung, gibt es jemanden, der eine Mieterberatung anbietet? So sind peu à peu aus den Bedarfen Beratungsmöglichkeiten entstanden. Bei manchen Bewohnern wusste ich auch, dass sie bestimmte Probleme haben, über die sie nicht sprechen wollen, zum Beispiel zum Thema Schulden. Wenn man ein bisschen den Kontakt zu den Menschen hat und weiß, wo der Schuh drückt, kann man sich vorstellen, wo Hilfe gebraucht wird. So haben wir die Schuldnerberatung entwickelt. Aber der Schuldnerberater hat hier am Anfang gar keine Beratung gemacht, sondern mit den Leuten Kaffee getrunken und manchmal sogar Kuchen mitgebracht. Denn sich ins Büro setzen und warten, bis einer kommt, das kannst du vergessen. Besser ist: Komm erst mal, stell dich vor, mach dich bekannt. So haben wir viele Beratungen installiert, beispielsweise auch die Erziehungsberatung.

SSW Was hat sich seit der Pandemie bei den Angeboten verändert?

MB Die laufen jetzt leider nur sehr schleppend an, im Moment kommen nicht mehr so viele Leute. Wir sind noch dabei, das hier wieder hochzufahren. Mit vielen Leuten sind wir nicht mehr so stark im Kontakt, wie wir das vor zwei Jahren noch waren. Ich glaube, dass viele aufgrund der Pandemie auch andere Wege gehen, gehen mussten oder auch konnten. Die sind zwar alle noch da, aber in der Pandemie waren die Leute draußen und wir drinnen. Das war nicht nur optisch eine Trennung, sondern das fühlen die Leute auch. Jetzt können alle wieder rein, aber der Raum beispielsweise vom Lenztreff ist viel zu klein. Wir können uns nicht vorstellen, dass wir im Herbst wieder mit fünfunddreißig Eltern und Kindern in diesem kleinen Raum sitzen. Die Enge war auch schon vorher

ein Problem, aber durch Corona ist es noch deutlicher geworden. Auch früher sind Eltern mit ihren Kindern gekommen, die nicht in die Schule gehen konnten, weil die total verschnupft waren und Husten hatten, aber nachmittags waren alle hier. Jetzt mit dem Virus geht das nicht mehr, das ist auch für uns purer Stress.

SSW Was siehst du als große Herausforderung im Moment hier im Verein, in eurer Arbeit aber auch in der Siedlung?

MB Armut ist das bestimmende Thema. Armut war schon immer das Thema, aber jetzt ist die Existenzsicherung noch dazu gekommen. Viele Menschen haben wirklich Sorge, dass sie ihr Leben, so wie sie es jetzt leben, nicht weiterleben können, weil sie das Geld dafür nicht haben. Das wird deutlich, wenn man mit den Leuten spricht, auch in den Beratungen, und wenn man sich ansieht, in was für prekären Arbeitsverhältnissen viele beschäftigt sind. Was am Ende finanziell dabei rauskommt, da weiß man, das kann nicht lange gut gehen.

SSW Was bräuchte es, um da Verbesserung zu schaffen?

MB Vor einem, vor drei, vier Jahren habe ich noch gesagt, wir müssen viel mehr politische Arbeit machen, auch politische Aufklärungsarbeit. Durch Mitbestimmung und Teilhabe kann man da viel begreifbar machen. Das ist bei Erwachsenen aber wesentlich schwieriger als bei Jugendlichen, wenn sie konkret erfahren können, gemeinsam sind wir stark. Aber das fehlt hier nach der Pandemie. Da kam auch raus, dass den Leuten ein Treffpunkt und das Feiern und die Veranstaltungen in Corona fehlten – aber das ist genauso wie mit der politischen Arbeit – wie soll man das machen in einer Pandemie? Jetzt ist die Frage, wie sich das postpandemisch entwickelt, wie sich Feste und gemeinsame Veranstaltungen gestalten lassen.

SSW Wie sehen das die Besucher eures Hauses, und wie geht ihr mit deren Erwartungen um?

MB Bei einigen Besuchern hat sich so eine Haltung entwickelt... neulich beispielsweise hat eine draußen gesagt, ich will jetzt wieder rein, und ich finde, ihr solltet mal die Öffnungszeiten verlängern, weil ich immerhin euch eure Arbeitsplätze hier erhalten habe; den ganzen Winter hab' ich hier draußen gesessen, bei Schnee und Eis, nur damit ihr euren Job behalten könnt. (lacht) Das ist eine ganz schöne Herausforderung gerade: Wie kriegen wir das wieder hin, für alle ein angenehmes Miteinander in den Räumen zu schaffen? Wir dürfen uns selbst dabei aber auch nicht vergessen, wie es teilweise in der Pandemie der Fall war. Eigentlich brauchen wir mehr Personal und mehr Menschen, die die Arbeit fördern. Für die Anzahl an Menschen, für die wir hier zuständig sind, sind wir zu wenig Leute. Auch wir müssen uns wohl fühlen, sonst ist die Arbeit hier schwierig. Das ist gerade die Herausforderung, daran arbeiten wir. Wir planen einen Beteiligungsworkshop mit den Nutzern zusammen. Derzeit sind wir in den Vorbereitungen, aber bis Herbst wollen wir eine Lösung gefunden haben.

SSW Was nimmst du als aktuelle Bedarfe bei den Bewohnern wahr, und inwiefern greift ihr das auf?

MB Was ich bei einem Teil der Menschen hier feststelle, ist „back to the roots“ im Sinne von „zurück zur Natur“. Die Leute haben zunehmend Gärten, viele wollen wieder auf dem Land leben oder sich anders mit Erde, Luft und Wasser beschäftigen. Das ist an sich nicht mega neu, das haben Menschen vermutlich schon immer getan, die in Plattenbauten leben. Ich glaube, der Wunsch, wenn die die Augen zu machen, ist immer noch irgendwie Strand, Wald, Meer und Wiese. Auch im Hinblick auf Klima und Klimaveränderung muss man sich ja einfach mit dem Thema Umwelt beschäftigen. Und das geht auch über schöne Dinge wie im Garten buddeln und die Umgebung verschönern. Hier ist in dieser Hinsicht schon viel passiert in der Siedlung, aber es könnte noch viel grüner sein, es könnten weniger Autos fahren. Es wäre auch ein Wunsch von mir, dass die Leute einen besseren Zugang hätten zu öffentlichen Verkehrsmitteln, dass die sich auch einfach aus der Stadt rausbewegen können, dass sie einen Zugang haben zu guter Nahrung, zu guten Lebensmitteln. Wenn man von ihnen erwartet, sie sollen sich umweltgerecht verhalten, dann muss man ihnen auch die Chance geben, das tun zu können.

SSW Aber wie kann man Menschen, die um ihre Existenz bangen, einen Zugang zur Natur vermitteln?

MB Naja, gerade sollte ich ja träumen. (lacht) Aber ja, es ist schwierig. Wir hatten gestern eine Aktion im Hof, wo ich gesagt habe, lass uns doch mal die Leute fragen, was sie überhaupt zu dem Thema Klima zu sagen haben, bevor wir hier Solaranlagen aufs Dach bauen und bevor hier bevorzundet wird, beispielsweise wie der Müll entsorgt werden soll. Es war schön zu sehen, dass sich da doch schon viel mehr Menschen mit beschäftigen als wir gedacht haben. Das war jetzt nicht so, als kämen wir von 'nem anderen Stern. Wir haben das auch ein bisschen spielerisch gemacht mit einem kleinen Quiz, zum Beispiel: „Was glaubst du, wie viel kannst du sparen, wenn du all deine Steckerleisten ausmachst?“ Man kann die Leute hier schon für das Thema Umwelt gewinnen, aber es muss auch elementare Unterstützung geben. Es fängt ja schon damit an, wenn du Geld hast, kannst du im Unverpacktladen einkaufen und sagen, guck mal, ich habe überhaupt keinen Müll. Wenn du kein Geld hast, musst du im Aldi einkaufen, und die haben es noch nicht geschafft, die Sachen lose zu verkaufen. Man kann von den Menschen nicht erwarten, dass sie vorbildlich sind, wenn wir gesellschaftlich kein Vorbild sind.

SSW Wie wird mit Geldern, die in die Verbesserung der Lebens- und Wohnsituation der Bewohner der Siedlung gesteckt werden, umgegangen? Kannst du ein Beispiel geben?

MB Es gab hier einen Unfall um 2017 rum. Da ist ein Kind auf dem Gehsteig mit einem Roller angefahren worden von einem Auto, das aus der Ausfahrt des Parkhauses kam. Weil der Zuweg so

steil ist, fahren die da mit Wumms raus. Der Unfall wurde an die Bürgerschaft getragen. Vier, fünf Jahre später haben sie sich überlegt, sie wollen jetzt etwas machen und die Straße verkehrsberuhigen. Die behördlichen Wege sind lang, fünf Jahre! Über die SAGA³ wurde vermittelt, da hier so viel Geld reinfließt, dürfen die Bewohner jetzt auch, allerdings nach der Planung, mitbestimmen. Das Ende vom Lied: Da gibt's jetzt eine Verkehrsberuhigung zwischen der einen Ausfahrt und der anderen Ausfahrt vor dem Parkhaus. Das heißt, die Autos fahren da weiter mit Wumms rein und raus. Dabei hätte man die Zufahrt einfach ein bisschen verlängern können, dass die Autos nicht so aus der Ausfahrt schießen. Jetzt ist da so ein Streifen entstanden zwischen den beiden Ein- und Ausfahrten, da soll beidseitig ein Fahrradweg entstehen. Und mittendrin sollen wir jetzt ein wenig Bewohnerbeteiligung machen, also was Schönes, vielleicht eine Spielfläche. Wir haben natürlich tausend Ideen, was man da machen kann, aber ehrlich gesagt hat niemand hier vor der Planung die Menschen gefragt. Vor einer Woche ist dann eine Gruppe von jungen Männern auf mich zugekommen und hat gesagt, Moni, wir müssen dringend eine Unterschriftenaktion machen, die wollen uns hier diese Parkplätze wegnehmen, wir brauchen die Parkplätze! (lacht) So geht das oft, weil die Bewohner nicht richtig ernst genommen werden. Wenn ich die Parkplatzgruppe jetzt ernst nehmen würde, müsste ich mit ihnen gegen die ganze Aktion protestieren. Aber von Bezirksamtsseite soll ich die Leute so beteiligen, dass sie da jetzt „etwas Schönes“ machen. Die eigentliche Gefahrenquelle besteht trotz allem weiterhin. Das ist so absurd, dass ich denke, jeder Cent, der dahin gesteckt wird, ist rausgeschmissenes Geld.

SSW Woran liegt das, dass offensichtlich so an den Belangen der Bewohner vorbeigeplant wurde?

MB Das liegt vermutlich daran, dass die verschiedenen Ämter, Bezirksamt, Verkehrsamt, innerhalb der Behörde nicht genügend miteinander kommunizieren und auch die beiden Wohnungsgeber SAGA und Bringezu nicht. Sie wussten z. B. auch nicht voneinander, dass parallel zu dieser verkehrsberuhigten Straße einer der Wohnungsgeber seine Garage renoviert. Plötzlich war alles Baustelle hier, und ich glaube, die standen alle da und wussten nicht mehr, wem welche Maschinen und welche Steine gehören.

SSW Wo wir gerade bei externen Akteuren sind: Wie siehst du eigentlich die Tatsache, dass immer mal wieder wissenschaftliche Forschungsprojekte in der Siedlung durchgeführt werden?

MB Wissenschaftler, die in die Siedlung kommen, wie vom POMIKU-Projekt, unterstütze ich immer gerne, zum Beispiel durch die Vermittlung von Zugängen zu den Leuten. Gestern hatten wir eine Hofaktion mit dem Primaklima-Projekt mit der Uni Hamburg. Ich bin mit der Leiterin im Innen-

³ Die SAGA ist der städtische Wohnungskonzern in Hamburg und, neben der Bringezu Immobilien GmbH & Co. KG, einer der beiden Wohnungsgeber in der Lenzsiedlung.

hof der Siedlung gegessen, und wir haben mit Bewohnern über das Klima gesprochen. Das war toll, vor allem, weil so viele vorbeigekommen sind.

SSW Zum Ende unseres Gesprächs mal zusammengefasst: Was treibt dich an, was bringt dich voran in deiner Arbeit hier, auch wenn es mal anstrengend ist?

MB Man findet ja in vielen Gruppen Mitstreiter. Egal, in welche Gremien ich gehe – da sind ja nicht immer alle gleich aktiv – aber ich hatte immer das Glück, dass ich immer wieder Menschen finde, die ähnlich aktiv sind. Und je aktiver die sind, desto mehr können wir natürlich reißen. Nur mit Hierarchien habe ich ein großes Problem. Ich kann mich nur gut unterordnen, wenn ich verstehe, worum es geht oder wenn ich das mittragen will. Ich kann auch ganz gut kämpfen, wenn ich etwas als ungerecht oder falsch empfinde. Aber das mache ich in der Regel nicht allein, da suche ich mir immer Mitstreiter, das habe ich so gelernt. Ich kämpfe keinen Kampf allein, wenn ich etwas als unrecht empfinde. Das ist vielleicht etwas aus meiner Kindheit, wo ich das lernen musste. Dass mir allein vielleicht keiner glaubt oder dass ich dann allein bin, deswegen suche ich mir immer Verbündete. Dann habe ich oft mehr Kraft für eine Auseinandersetzung. Einzelkämpferin bin ich nicht, das ist keine gute Basis, wenn mir fünf Leute sagen, ne sorry, mach' mal allein. Da denke ich dann schon nochmal nach, ob das dann richtig ist.

SSW Letzte Frage: Wenn du die dreißig Jahre deiner Tätigkeit hier mal Revue passieren lässt, kannst du ein kurzes persönliches Fazit ziehen?

MB In diesen dreißig Jahren bin ich es eigentlich nicht müde geworden, hier zu sein. Ich finde, es ist ein toller Arbeitsplatz. Ich mag das hier sehr, besonders auch, dass wir in diesen flachen Hierarchien arbeiten, mir tut das gut. Für meine Kreativität, für das, was ich in meinem Leben so gesucht habe, bin ich hier goldrichtig.

Die Autorinnen

Dr. Sabina Stelzig promovierte nach ihrem Abschluss in Soziologie über das Thema Frauenmigration und war an der Universität Hamburg und am Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWWI) als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Forschung und Lehre in den Bereichen Familie sowie Migration tätig. Ab 2012 war sie am Aufbau des Masters Angewandte Familienwissenschaften an der HAW Hamburg beteiligt und lehrt dort sowie im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit Soziologie und empirische Methoden. Von 2018 bis 2022 forschte sie im Rahmen des BMBF-Projekts POMI-KU zu „postmigrantischen Familienkulturen“.

✉ sabina.stelzig-willutzki@haw-hamburg.de

Monika Blaß, Ausbildung an der Fachschule für Sozialpädagogik „Paritätisches Sozialeseminar“ in Detmold, von 1985-1992 Erzieherin beim Kinderschutzbund in der Villa am Hügel in Detmold im Bereich „Offene Jugendarbeit“, seit 1992 tätig beim Lenzsiedlung e. V.